



Herbert Ahues
1980 in Trier auf
der Jahreshaupt-
versammlung der
„Schwalbe“

DER ALTE MANN UND DAS MATT

WOLFRAM RUNKEL traf den 90-jährigen Problemkomponisten Herbert Ahues

Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt sind es 80 Jahre“, so beginnt der Psalm 90, der ein Leben mit 90 gar nicht mehr auf der Liste hat. Mit 90 ist man sozusagen kein Mensch mehr, sondern ein Methusalem.

Ein solcher Methusalem ist Herbert Ahues, ein Schachgroßmeister der besonderen Art. Als Schöpfer von Schachproblemen hat er mehr Menschen ins Matt-Grübeln gebracht, als jeder FIDE-Weltmeister. Der 90-Jährige ist mit über 4000 Problemen der produktivste Mattkomponist des Landes. Für seine Kompositionen gewann er 431 Preise und etwa 600 weitere Auszeichnungen. Und er versorgt noch immer die Schachseiten einiger weniger deutscher Zeitungen mit

seinen Werken, obwohl die meisten Blätter ihre Mattecken eingestellt haben. „Aber drei, vier neue Aufgaben sind jede Woche noch drin“, erzählt der Mattmacher in seiner Bremer Wohnung.

Zur Begrüßung sagte er: „Sie haben sich mit dem Besuch aber beeilt. Wahrscheinlich wollten Sie meinem Tod zuvor kommen.“ Das ist kein Ahues-Problem „Matt in zwei Zügen“, sondern einer seiner Witze. Tatsächlich wirkt er so frisch und munter wie ein Personalchef bei einem Bewerbungsgespräch. Außer ein paar kleinen Altersbeschwerden ist er gesund und meidet Ärzte wie die Masern. „Aber Sie haben doch für alle Fälle einen Hausarzt?“, frage ich. „Nö“, sagt er. Nur einen Zahnarzt beglückt er gelegentlich mit einem Besuch.

Als Tribut an sein Alter hat er vor anderthalb Jahren immerhin sein Auto

weggeschenkt. Jetzt muss er zu Fuß einkaufen. Nur bei Schwerstgüter-Shopping benutzt er seinen Hackenporsche. Denn: „Damit sehe ich ja aus, als wenn ich ein alter Mann wäre“. Er versorgt sich selbst wie ein Mittvierziger Single, kocht selber, lässt sich mal eine Pizza kommen und geht auch nach Lust und Laune in Bremer Restaurants.

Sein Wohnzimmer ist so aufgeräumt wie ein Schachbrett vor dem ersten Zug. An der Wand hängen Drucke von Marc und Monet. Auf dem Tisch kein Brett, Schachspiele verschiedener Größen stapeln sich auf und in einer Kommode. Die Figuren, die ihn jung halten, ruhen sich gerade aus.

Herbert Ahues wurde am 2. März 1922 zuhause in der Berliner Goethestraße geboren. Sein Vater Carl Ahues, damals 39 Jahre alt, arbeitete als Vertreter einer

Zigarrenfirma und spielte als Hobby Schach. Als er 1928 in der Weltwirtschaftskrise arbeitslos wurde, nutzte er seine Schachqualitäten zur Sicherung des Überlebens der Familie. Er spielte in Berliner Cafés, zum Beispiel im berühmten „Imperator“, und verdiente Geld durch Partie-Analysen in Schachzeitungen. 1929 gewann er die Deutsche Meisterschaft und erzielte 1931 nach einem Schwarzsieg gegen Bogoljubow einen historischen Elo-Wert von 2651. Er nahm an drei Schacholympiaden teil und gewann 1964 noch als 81-Jähriger die Hamburger Blitzmeisterschaft. Mit neun Jahren lernte auch Sohn Herbert Schach, paradoxerweise nicht vom Vater, sondern von der Mutter. Der Vater wollte nicht, dass Herbert in einem so unsoliden Beruf landete wie der Papa.

Als Herbert die Regeln intus hatte, merkte er schon bald, dass es ihm mehr Spaß machte, schöne Stellungen zu komponieren, als die Aufregung einer Kampfpartie durchzumachen, wo man auf Fehler des Gegners hoffen muss. „Natürlich habe ich auch als Komponist einen Gegner, nämlich die Regeln. Aber die Arbeit mit diesem Gegner ist besinnlicher.“ Mit anderen Worten: Er schätzt den Kunstaspekt im Schach höher als den sportlichen Wettkampf. (Aber er spielt auch freie Partien: Wenn er im Altenheim gegen die wenigen Matadoren dort antritt, fällt ihm immer auf, dass sie viel lebendiger und wacher wirken, als die schachlosen Bewohner vor Ort).

Die Berliner Schachkarriere von Vater Ahues erhielt einen schweren Dämpfer, als die Nazis an die Macht kamen. Während die Juden verfolgt wurden, „wurden deutsche Schachspieler nicht mehr zu Turnieren ins Ausland eingeladen“, erzählt Herbert Ahues. Als das monatliche Einkommen immer knapper wurde, siedelte die Familie um nach Königsberg, wo der Vater bei der *Königsberger Allgemeinen* und der Radio-

zeitung *Ostfunk* eine Schachchecke betreute; außerdem trat er bei dem *Reichssender Königsberg* in der sonntäglichen Vormittagssendung „Schachfunk“ auf. Der Sohn machte Abitur und begann ein Jurastudium, bis die Nazis den 19-Jährigen nach Russland schickten.

Hier rettete ihm wenige Tage vor Kriegsende eine Gewehrkugel, die seinen rechten Ellenbogen durchlochte, das Leben. Während er mit verbundenem Arm Richtung Heimat reiste, wurde seine ganze Einheit bei einem russischen Angriff vernichtet. Nach einer Odyssee durch das kriegszerstörte Nazireich landete er schließlich in Bremen, wo er bei Verwandten Unterschlupf fand und bald mit Ehefrau und einem Job als Lehrer ein bürgerliches Leben startete.

„Als freier Mensch“ genießt er das Leben, seit er 1977 vorzeitig in den Ruhestand geschickt und im gleichen Zeitraum von seiner Frau geschieden wurde. Seither lebt er als fröhlicher Eremit. „Wenn ich allein bin, bin ich in angenehmer Gesellschaft“, sagt er so überzeugend, dass ich als gefühlter Störenfried ihm schnell ein „ich geh ja bald“, verspreche.

In seiner neuen Freiheit lebte der Single-Rentner nur noch in Gesellschaft seiner Schachfiguren. Er beschäftigt sich wieder mit seinen geliebten Zweizügern. Wie so vieles in der Welt hat sich im Lauf der Zeiten auch der Schönheitsbegriff bei der Kunst der Schachprobleme verändert. War zu Beginn der Problemkunst im 19. Jahrhundert der „Schlüsselzug“, der möglichst versteckt als des Rätsels Lösung einen witzigen Aha-Effekt auslösen sollte, der Clou des Problems, so hatte sich im Lauf des 20. Jahrhunderts das Schwergewicht der Problemkunst auf die „Thematik“ verschoben. Auf den internationalen Wettbewerben wird heute der Behandlung eines Themas wie „doppelte Linienöffnung“, „Entfesselung der weißen Dame“ oder „Eleganz der Verführung“ (zu falschen Zügen) bei der Preisver-

leihung der Vorrang gegeben. Ahues: „Entscheidend ist die Idee, während der Schlüsselzug nur noch eine Nebenrolle spielt, obwohl viele Löser noch immer den Schlüsselzug als den Trick des Problems suchen und die künstlerische Behandlung gar nicht verstehen“.

Natürlich hat die Problemkomponiererei mit Parteschach so gut wie nichts zu tun. Mit besonderem Vergnügen beobachtet Ahues versierte Spieler, die seinen Problemen ratlos gegenüber stehen. „Für die sind das unmögliche Stellungen mit dem König in der Mitte, als hätten da zwei Vollidioten gespielt.“

Zum Abschied baue ich ihm einen seiner Zweizüger auf, den ich kürzlich in der *Rhein-Neckar-Zeitung* gefunden habe und wegen des witzigen Schlüsselzuges besonders mochte. Er starrt einige Minuten mit gerunzelter Stirn auf das Brett, murmelt, „Ja, das ist von mir“ und probiert weitere Minuten die verheißungsvollsten, aber unnützen „Verführungszüge“ aus, bis er den Schlüsselzug gefunden hat. „Zwei maskierte schwarze Selbstfesselungen“, nennt er das Thema. Er sagt: „Mir ist ein Problem am liebsten, wenn die Lösung gleich daneben steht, dann brauche ich nicht den Schlüsselzug zu suchen, sondern kann mich gleich der Darstellung der Idee widmen“. Egal, ob er Probleme schafft oder löst: Herbert Ahues ist immer auf der Suche nach einem Matt. Er zieht die Figuren mit einer lässigen Leichtigkeit über das Brett. „Seit sechs Wochen kann ich meinen Arm, der seit der Verletzung 67 Jahre lang steif war, wieder beugen wie früher. Ganz ohne ärztliche Hilfe“.

„Sie werden ja gesünder, je älter Sie werden“, sage ich.

„Vielleicht verbessert sich auch mein Gehirn noch mal“, sagt er.

„Was soll sich denn da verbessern?“ Aber laut Psalm 90 hat er recht. Dort heißt es am Schluss: „... lass uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“